

Geschichte der Philosophie

31 Descartes

Von Dr. Arthur Holmes vom Wheaton College

Diese Woche konzentrieren wir uns auf René Descartes, und ich hoffe, Sie erkennen sofort, welche Bedeutung diese Überschneidung verschiedener Traditionen in der Neuzeit hat. Wir haben uns mit Bacon und Hobbes aus der sich entwickelnden britischen empiristischen Tradition bis etwa 1700 beschäftigt. Nun wenden wir uns Descartes zu, dem Spinoza und Leibniz folgen werden, womit wir uns in der kontinentalen rationalistischen Tradition ebenfalls bis etwa 1700 einfinden.

Wir wenden uns also der kontinentalen Philosophie zu. Und der Kontrast lässt sich im Wesentlichen wie folgt darstellen: Hobbes ist, wie wir gesehen haben, ganz klar ein Nominalist, stark beeinflusst von Wilhelm von Ockham.

Es gibt keine wirklichen Universalien, keine einzigen Erklärungsprinzipien, die nötig wären, um irgendeinen Prozess in der physischen Welt, im menschlichen Wesen oder im politischen Gefüge zu erklären. Nur Wirkursache und materielle Ursache. Keine formalen oder finalen Ursachen.

Folglich führt sein Nominalismus zu einer rein empiristischen Erkenntnistheorie, in der er – ganz im Sinne Bacons – die einheitlichen Muster scheinbarer Ursache-Wirkungs-Beziehungen zu erkennen sucht. Im Gegensatz dazu ist Descartes kein Nominalist, sondern ein Konzeptualist. Und genau das ermöglicht seinen Rationalismus.

Genauer gesagt, jene Art von Rationalismus, die behauptet, wir besäßen ein intuitives, im Gegensatz zu Platons Verständnis, angeborenes Wissen über allgemeine Prinzipien und universelle Begriffe. Dadurch kann er seine logisch universellen Prämissen nicht als empirische Verallgemeinerungen verstehen, da er ein Konzeptualist ist. Wir besitzen tatsächlich intuitives Wissen über bestimmte universelle Prinzipien.

Descartes, der Rationalist, vertritt in seiner Erkenntnistheorie – wie auch Hobbes – eine repräsentationale Sichtweise. Das heißt, das Bewusstsein – und ich verwende hier bewusst den Begriff „Bewusstsein“ und nicht „Geist“, wenn ich über Hobbes spreche – ist sich seiner Ideen unmittelbar bewusst, welche ihm äußere Realitäten repräsentieren. Es besteht also eine kognitive Verbindung zwischen unseren mentalen Zuständen und der äußeren Realität, sodass wir keine direkte Wahrnehmung der äußeren Realität haben.

Wir kennen sie nur aufgrund dieser Vorstellungen im Bewusstsein, nämlich unserer Ideen. Sinnesvorstellungen, empirische Vorstellungen bei Hobbes, aber natürlich

auch intuitive Vorstellungen bei Descartes. In beiden Fällen haben sie jedoch eine repräsentationale Erkenntnistheorie – und die wird noch sehr, sehr wichtig werden.

Wir haben das bei Hobbes anhand seiner Unterscheidung zwischen primären und sekundären Qualitäten gesehen, denn obwohl die primären Qualitäten tatsächlich Eigenschaften äußerer Dinge sind, werden sie in unserem Bewusstsein in Verbindung mit sekundären Qualitäten repräsentiert. Und diese sekundären Qualitäten sind rein subjektive Repräsentationen ohne objektives Gegenstück. So ergibt sich dann die Erkenntnistheorie.

Im Hinblick auf die Methodik erwähnte ich, dass Hobbes' Methode von Galilei übernommen wurde – eine rekonstitutive Methode, der Versuch, unser Verständnis in Form eines deduktiven Systems mit empirischen Prämissen neu zu strukturieren. Vereinfacht gesagt, ist dies eine pädagogische oder rhetorische Art, die Zusammenhänge verständlicher zu machen und die Implikationen zu verdeutlichen. Es besteht eine deutliche Parallele zu Descartes, da sowohl Hobbes als auch Descartes ihre Philosophie in Form eines deduktiven Systems gestalten wollten.

Das von Descartes verfolgte Muster entsprach jedoch nicht dem empirischen Vorgehen, das zu einem deduktiven System führte, sondern vielmehr selbstverständlichen oder intuitiven Prämissen, wie in der Mathematik. Sein Modell war also das eines geometrischen Systems mit Axiomen, denen deduktive Beweise folgten, die zu eindeutigen und sicheren Schlussfolgerungen führten. Ein Grund für Descartes' Vorgehen war seine Reaktion auf die damals vorherrschende Skepsis.

Was er wollte, war absolute Gewissheit, entweder intuitive oder logische. Und so: intuitiv sichere Prämissen und logisch sichere Schlussfolgerungen. Mithilfe der mathematischen Methode.

Darauf werden wir später noch genauer eingehen. In der Entwicklung seiner philosophischen Überzeugungen erweist sich Hobbes als eindeutiger Materialist. Materie und Bewegung scheinen alles zu erklären.

Descartes hingegen ist Dualist. Er will Geist und Materie unterscheiden und behauptet, dass Geist oder Seele immaterielle Entitäten sind, sodass der Mensch aus zwei verschiedenen Dingen zusammengesetzt ist. Eine physisch ausgedehnte Entität, die Materie, und eine denkende Entität, Geist oder Seele, sind dualistisch.

Okay? Hobbes war Determinist. Ja, alles, einschließlich unserer Gedanken und Entscheidungen, ist kausal determiniert. Was wir für eine freie Entscheidung halten, ist lediglich unsere Ambivalenz zwischen zwei widerstreitenden Trieben, Motiven, verstehen Sie?

Die Wahl fällt also letztlich auf eine Seite dieser Schwingung. Descartes hingegen, dessen Geist und Seele einen vom Körper getrennten Status besitzen, kann behaupten, dass der Geist unabhängig von diesen Kausalmechanismen ist. Und so bekräftigt Descartes die Willensfreiheit, die Freiheit unserer Entscheidungen.

Er ist eher Libertärer als Determinist. Psychologischer Egoismus kennzeichnet Hobbes. Das heißt, unser Überlebensdrang, unser Selbsterhaltungstrieb, ist unsere alles beherrschende Leidenschaft, und dieses Eigeninteresse bestimmt unser gesamtes Handeln.

Das Ergebnis ist, dass sein Appell an die Vernunft – genau wie der von Ockham – in ethischen Fragen Klugheit und Konsequenzen in den Mittelpunkt stellt. Und was er als Naturrecht bezeichnet, ist gewiss kein metaphysisch begründetes Naturrecht, das sich auf die Natur der Wirklichkeit stützt. Es ist schlichtweg das natürliche Gesetz, dem Menschen aus Selbsterhaltungstrieb folgen.

Kurz gesagt: Schließe Frieden, wenn du überleben willst. Schließe Frieden. Die erste Regel der Klugheit.

Und das nennt er Naturrecht. Hobbes' genereller ethischer Ansatz ist von einem ausgeprägten Hedonismus geprägt. Es ist im Grunde eine epikureische Ethik, wenn man auf die hellenistische Zeit zurückblickt.

Descartes hingegen steht der stoischen Ethik näher. Er verfasste zwar keine systematischen Abhandlungen zur Ethik, schrieb aber ein Buch über Leidenschaften, Emotionen und Gefühle. Seine Ansicht ist, dass unsere Leidenschaften, Emotionen und Begierden an sich gut sind, uns aber in Schwierigkeiten bringen können.

Anders ausgedrückt, er hat eine positivere Sicht auf die menschliche Natur als Hobbes. Was die Leidenschaften brauchen, ist lediglich ein wenig rationale Lenkung. Es geht also darum, dass die Vernunft über die Leidenschaften herrscht, und das Gute folgt daraus ganz natürlich.

Es handelt sich also eher um eine stoische Ethik. Hobbes' Ziel war die erastianische Sichtweise des Verhältnisses von Kirche und Staat. Das heißt, in Angelegenheiten, in denen religiöse Differenzen und Kontroversen bestehen, wo Sektierertum und Konflikte ausbrechen, wie im Englischen Bürgerkrieg, müssen wir uns der Entscheidung des Staates in dieser Angelegenheit unterordnen.

Demnach hat der Staat die Autorität darüber, was zur Kirchenlehre wird. Die Grundlagen des christlichen Glaubens sind eine Sache. Darüber herrscht Einigkeit.

Die Existenz Gottes, die göttliche Dreifaltigkeit und die Vergebung durch Christus wurden anerkannt. Doch jenseits dieser grundlegenden Glaubenssätze war die

Kirche, um die auf dem Kontinent wie auch in Großbritannien weit verbreiteten religiösen Konflikte zu vermeiden, dem Staat untergeordnet. Diese erastianische Sichtweise war in Großbritannien jener Zeit recht verbreitet.

Und andererseits scheint Descartes in seinem Denken über die Kirche ein recht traditioneller römisch-katholischer Christ gewesen zu sein. Und was uns dann zu Punkt neun führt, ist die Frage, was Hobbes philosophisch bedeutsam an Gott hält. Obwohl er den Beweis nie formuliert, hält er es zumindest für überzeugend, dass Gott die erste Wirkursache in der gesamten Kette von Ursache und Wirkung sein muss, die die Dinge, wie wir sie heute kennen, hervorgebracht hat.

Das ist so ziemlich alles, was er philosophisch dazu sagen will, aufgrund seiner Methodik, die auf der Entfaltung von Ursache-Wirkungs-Mechanismen beruht. Das ist auch alles, was er über Gott sagen will, obwohl er als praktizierender Anglikaner offensichtlich mehr zu glauben schien, aber eben nur das, was er mit der Autorität von Kirche und Staat erarbeitet hat. Und er spricht ausführlich über die biblische Offenbarung.

Descartes hingegen möchte noch mehr sagen. Descartes ist, wohlgermerkt, ein Konzeptualist, kein Realist in Bezug auf Universalien. Was also die objektiven Realitäten betrifft, kann er von Gott nur als Wirkursache sprechen, nicht als Formursache, sondern ausschließlich als Wirkursache.

Aber er wollte unbedingt das Gottesbild haben, das er von den Mittelalterlern übernommen hatte. Er wurde in einer Jesuitenschule in La Flèche ausgebildet und war daher mit dem mittelalterlichen Gedankengut bestens vertraut. Thomas von Aquin, Duns Scotus und so weiter.

Gott ist also nicht nur die Wirkursache, sondern auch gut. Hobbes spricht nicht philosophisch über die Güte Gottes. Descartes hingegen schon.

Und, äh, den Grund werde ich gleich nennen, aber lass mich kurz innehalten und sehen, ob diese kurze Zusammenfassung zu Hobbes dein Gedächtnis auffrischt. Ist alles klar? Möchtest du etwas genauer erklärt bekommen oder es noch einmal sehen? Ja, Kristen. Okay.

Während der Wissenschaftler Beobachtungsdaten sammelt, steht ihm eine Fülle von Informationen zur Verfügung, die nicht unbedingt koordiniert und theoretisch interpretiert werden. Doch wie lässt sich das organisieren? Im Grunde genommen zerlegen die Beobachtungen, Experimente und Analysen des Wissenschaftlers die Welt unserer alltäglichen Erfahrung. Zum Beispiel den Baum, von dem ein Apfel fällt und Isaac Newton am Kopf trifft.

Sie , wir analysieren das alles. Was wir aber eigentlich wollen, ist ein systematisches theoretisches Verständnis. Nachdem wir es also sozusagen in alle Einzelbeobachtungen zerlegt haben , versuchen wir nun, das Verständnis wieder zusammenzusetzen.

Man formuliert es also anhand von Prämissen, gefolgt von logischen Schlussfolgerungen, die zu weiteren Schlüssen führen. Im Wesentlichen ordnet man alle Beobachtungen als Prämissen oder weitere Schlussfolgerungen an, um die logischen Zusammenhänge aufzuzeigen. Und dann zieht man weitere Schlüsse.

Äh, die rekonstitutive Methode. Im 19. Jahrhundert gibt es eine subtile Änderung, die aber weiterhin Bestand hat . Denn in der hypothetisch-deduktiven Methode , also bei den Prämissen der deduktiven Rekonstruktion, sind die Prämissen Hypothesen.

Bei Hobbes hingegen handelt es sich bei den Prämissen um empirische Verallgemeinerungen. Erkennen Sie diesen Unterschied? Im Grunde gibt es also drei Wege, ein theoretisches Verständnis in den Wissenschaften zu formulieren: entweder empirische Prämissen mit anschließender deduktiver Schlussfolgerung, intuitive Prämissen wie mathematische Axiome mit anschließender deduktiver Schlussfolgerung oder, seit dem 19. Jahrhundert, eine Hypothese.

Und was Sie aus den Hypothesen ableiten, sind die Dinge, die Sie empirisch gefunden haben. Sie zeigen, dass sie alle auf einem sogenannten übergreifenden allgemeinen Gesetz beruhen. Einer umfassenden empirischen Verallgemeinerung, von der Ihre empirischen Befunde lediglich spezielle Beispiele sind.

Okay, darauf gehen wir im nächsten Semester ein, wenn wir uns mit John Stuart Mill beschäftigen. David? Ja, ja, Bacon scheint die deduktive Methode nicht zu beherrschen. Man findet in fast jedem Kommentar oder jeder historischen Arbeit über Bacon, dass seine Neigung, sein Bedürfnis, sich mit mathematischen Methoden auseinanderzusetzen, eine seiner Schwächen war.

Die Verwendung von Hypothesen ist einer der Unterschiede zwischen Bacons Methoden und späteren induktiven Methoden. Die Verwendung von Hypothesen rückt also in den Fokus, wie ich Kristen bereits im 19. Jahrhundert erklärte. Mathematische Methoden hingegen – nein, in gewisser Weise sind sie schon bei Descartes wirksam.

Ja. Okay. Gibt es sonst noch etwas zu Hobbes? Dann möchte ich noch eine Anmerkung zu Nummer neun hinzufügen, die Gott betrifft.

Wir haben über den Niedergang der mittelalterlichen Wissenschaft gesprochen, die in der griechischen Wissenschaft – der pythagoreischen, platonischen oder aristotelischen – verwurzelt war. Dieser Niedergang war maßgeblich auf den Aufstieg

des Nominalismus und die Entwicklung rein empirischer Methoden zurückzuführen, da es keine anderen Formen gab, die man als empirisch erfassen konnte. Es wurde jedoch argumentiert, dass es neben dem Aufstieg des Nominalismus noch andere Gründe für die Hinwendung zu empirischen Methoden gab.

Weitere Gründe. So entwickelte der britische Philosoph Michael Foster, M.P. Foster, in einer Artikelreihe in den 1930er Jahren – also vor langer Zeit – in der Zeitschrift „Mind“, einer sehr bekannten Artikelreihe, die These, dass der Aufstieg der empirischen Wissenschaft darauf zurückzuführen ist, dass man im späten Mittelalter erkannte, dass, wenn man die Schöpfungslehre ernst nimmt, die Natur der physischen Schöpfung zwangsläufig kontingent ist. Das muss nicht so sein.

Es muss nicht so sein. Das heißt, wenn es keine notwendige Schöpfung gibt, wenn es keine festen Formen gibt, die Dinge bedingen, dann haben wir es mit der Kontingenz der geschaffenen Dinge zu tun, wie Wilhelm von Ockham bereits sagte. Um aber die Natur zu verstehen, muss man einfach hinschauen und empirische Methoden anwenden.

Doch was garantiert uns, dass die Prozesse der Natur zugänglich und verständlich sind und unsere empirischen Methoden zuverlässig sind? Und auch hier wird wieder eine Art theologische Rechtfertigung angeführt. Alfred North Whitehead, dessen Werke wir im letzten Drittel des zweiten Semesters lesen werden. Alfred North Whitehead, Mathematiker, Physiker und Philosoph des 20. Jahrhunderts.

An einer Stelle argumentiert er, dass das Vertrauen in die Rationalität Gottes das Vertrauen in die Verständlichkeit seiner Schöpfung begründete. Denn ganz abgesehen von der Ideenlehre, durch die Gott der Schöpfung mutmaßlich eine verständliche Ordnung verlieh, wurde einem rationalen Gott die Verständlichkeit der Schöpfung zugestanden. Die Frage bleibt also nicht nach den objektiven Bedingungen, die die Natur verständlich machen, sondern nach den subjektiven Bedingungen, die die menschliche Rationalität verlässlich und die menschlichen Sinne glaubwürdig machen.

du ? Descartes war derjenige, der für die Zuverlässigkeit der menschlichen Vernunft und Sinne argumentierte. Wenn du in deinem Einführungskurs zu Descartes' Werk im Kontext seiner Skepsis kennengelernt hast, dann ist es immer noch derselbe Descartes. Methodisch geht er von demselben Ansatz aus wie der Skeptiker.

Er war skeptisch gegenüber der Vernunft, skeptisch gegenüber den Sinnen. Doch spätestens in der vierten Meditation argumentiert er, dass die Vernunft vertrauenswürdig sei, da ein gütiger Gott uns nicht durch fehlerhafte intellektuelle Fähigkeiten täuschen würde. Sie gründet sich also auf die Güte Gottes.

Und als er schließlich in der sechsten Meditation, am Ende seiner Meditationen , auf die Sinneserfahrung zu sprechen kommt, verwendet er erneut dasselbe Argument: Letztendlich sind unsere Sinne zuverlässig, wenn wir sie richtig gebrauchen, denn ein gütiger Gott würde uns nicht durch unzuverlässige Sinne täuschen. Descartes geht also über die bloße Aussage hinaus, Gott sei die Wirkursache.

Dank der Güte Gottes kann er darüber hinausgehen und über die Zuverlässigkeit der menschlichen Vernunft und der Sinne sprechen. Dementsprechend ist er hinsichtlich der Entwicklung von Wissenschaft und Philosophie viel optimistischer als die Skeptiker es je hätten sein können und sicherlich zuversichtlicher in Bezug auf rationale Möglichkeiten als Thomas Hobbes. Anmerkung? Frage? Es gab bereits zahlreiche Debatten und Diskussionen über den Einfluss mittelalterlichen Denkens auf die Entstehung der modernen Wissenschaft. Solche Themen werden in der Wissenschaftsgeschichte ausführlich behandelt.

Einer unserer Absolventen, David Lindbergh, lehrt Wissenschaftsgeschichte an der Universität von Wisconsin in Madison. Und Lindbergh ist vorsichtig mit diesen, äh, diesen einfachen Rechtfertigungen. Er argumentiert , dass, In den Originaltexten aus dem Mittelalter findet er diese Art von Zuversicht nicht zum Ausdruck gebracht.

Nun, aber die Grundidee ist vorhanden, das ist Teil der Antwort. Und außerdem ist es die Überzeugung von einer göttlich geschaffenen Welt, die sowohl der Ideenlehre als auch dem anhaltenden Vertrauen von Gelehrten wie Ockham und Bacon in die empirische Erfassbarkeit der Natur für den Menschen zugrunde liegt. Solange man es also vorsichtig formuliert, scheint mir da eine gute Grundlage zu sein.

David? Entstand es aus Vertrauen? Descartes' These ist keine historische These. Er behauptet nicht, dass das Vertrauen in die Wissenschaft dadurch entstanden ist. Nein, das ist die These von Leuten wie Whitehead und, äh, Michael Foster.

Descartes' These ist logisch betrachtet eine logische, keine historische These. Logisch betrachtet, da Gott gut ist – Prämisse: Da Gott gut ist, und er liefert in der vorangegangenen Meditation einen Beweis dafür –, dann ist auch das, was Gott tut, gut.

Die Fähigkeiten und Gaben, die Gott uns gegeben hat, sind also verlässlich, sonst würde Gott uns täuschen, und das wäre nicht gut. Ein gütiger Gott täuscht nicht, er gibt uns keine trügerischen Fähigkeiten. Dies ist also eine logische Begründung, kein historisches Argument.

Okay. Gut , dann bin ich bereit, zu Descartes selbst überzugehen. Einverstanden? Okay.

In der Anthologie finden wir die Meditationen, wohl sein einflussreichstes Werk. Tatsächlich weist der Herausgeber Kaufman in seiner Einleitung, bevor man sich den Meditationen zuwendet, darauf hin, dass dieses Werk später den Ausgangspunkt für die Philosophie von Benedict Spinoza, des französischen Philosophen Malebranche und von Leibniz bildete. Ein ungeheuer einflussreicher Bezugspunkt.

Darüber hinaus gilt Descartes bis heute als der wohl meistangesehene französische Philosoph vor dem 20. Jahrhundert und ist es auch im 20. Jahrhundert noch immer. Es scheint bezeichnend zu sein, dass alle, die an der Sorbonne ihre erste Vorlesung halten, René Descartes ihre Reverenz erweisen. Er ist schließlich eine überragende Persönlichkeit.

Doch beim Lesen der Meditationen wird Ihnen vielleicht fast sofort auffallen, dass es trotz aller Gegensätze zwischen Hobbes und auch Bacon und Descartes zunächst eine starke Gemeinsamkeit zwischen Bacon und Descartes gibt. Denn Bacon beginnt seine Ausführungen darüber, wie wir erkennen, damit, alle Götzenbilder zu stürzen. Erinnern Sie sich? Die Götzenbilder der Höhle, die Götzenbilder des Marktes, die Götzenbilder von ... und so weiter.

Das heißt, fehlerhafte Annahmen und Methoden. Er misstraut sowohl den philosophischen als auch den wissenschaftlichen Methoden der Vergangenheit, ebenso wie den philosophischen Überzeugungen der Vergangenheit. Sie alle sind zweifelhaft.

Das trifft auf Bacon zu, aber Descartes verhält sich in dieser Hinsicht praktisch gleich, denn die erste Meditation in Descartes' Meditationen ist genau das: der Versuch, die These „Ich bezweifle“ zu erläutern und Gründe für Zweifel anzugeben. Was sie damit bezwecken, dürfte im historischen Kontext mittlerweile ziemlich offensichtlich sein. Erinnern Sie sich an das erkenntnistheoretische Vakuum, das durch den Zusammenbruch der scholastischen Methodologie entstanden ist? Erinnern Sie sich noch einmal an den Aufstieg des Skeptizismus? Und was sowohl Bacon als auch Hobbes tun, ist, den skeptischen Einwänden gegen bestehende Erkenntnismethoden und Überzeugungen ernsthafte Aufmerksamkeit zu schenken.

Ernsthaft hinschauen. Und sich gewissermaßen mit der skeptischen Position identifizieren. Und durch die Entwicklung einer neuen Methode den Skeptizismus überwinden und eine neue Ära philosophischer Forschung einleiten.

In gewisser Weise räumen beide also die Argumentation der Skeptiker hinsichtlich des bisherigen Stands von Wissenschaft und Philosophie ein. Doch die Aussage, dass Wissenschaft und Philosophie bis dato fragwürdig seien, bedeutet nicht, dass sie es auch in Zukunft bleiben werden, sofern wir die richtige Methode finden. Und genau das versuchen sie zu erreichen. Bacon entwickelte eine deutlich sorgfältigere empirische Methode als die zuvor angewandten.

Descartes entwickelte eine Art Analyse- und Logikmethode, die seiner Ansicht nach in der Mathematik wirksam war und an der die Skeptiker seiner Zeit offenbar nicht zweifelten. Sextus Empiricus, der römische Skeptiker, hatte sogar eine Schrift gegen die Mathematiker verfasst. Descartes stellte die Natur mathematischen Denkens nie in Frage.

Nun, hinterfrage es bloß nicht. Er tut es zwar, aber mathematisches Denken hat am wenigsten Zweifel hervorgerufen und den größten Konsens gefunden, einfach aufgrund der Natur eines mathematischen Beweises. Anders gesagt: Wenn man einen Sachverhalt in eine Abfolge einzelner Urteile und Aussagen zerlegen und diese logisch ordnen kann, beginnend mit dem intuitiv und axiomatisch Selbstverständlichen und fortschreitend durch deduktive Schlussfolgerung, dann ist das die Aufgabe der Mathematik.

Dann erlangt man wirklich gesichertes Wissen. Auf dieser Ebene der neuen Methode besteht der große Unterschied zwischen Bacons und Descartes' neuer Methode darin, dass man im Empirismus, wo die Prämissen empirische Verallgemeinerungen sind, zwar Evidenz, vielleicht Wahrscheinlichkeit, aber keine Gewissheit hat. In Descartes' Tradition hingegen, wo die Prämissen selbstverständlich und intuitiv sind, herrscht, wie er sagt, absolute Gewissheit, jenseits jeden Zweifels.

Gewissheit, Unzweifelhaftigkeit, also etwas, das nicht bezweifelt werden kann, sind die ersten unzweifelhaften Prämissen. Wenn man nun versucht, mit dieser Methode bestimmte Schlussfolgerungen zu rechtfertigen, also den Glauben an die Wahrheit bestimmter Schlussfolgerungen zu begründen, bleibt einem empirisch höchstens die Wahrscheinlichkeit. Ein Ansatz zur Begründung von Überzeugungen ist daher der Evidentialismus, der in der heutigen Erkenntnistheorie als Evidentialismus bekannt ist. Wir werden uns in der ersten Januarwoche im Seminar mit John Locke und seinem Evidentialismus beschäftigen. John Locke besagt nämlich, dass man seine Überzeugung dem Ausmaß der Evidenz anpassen sollte.

Descartes hingegen legt mit seiner unzweifelhaften Gewissheit den Grundstein für den Ansatz der Glaubensbegründung, der heute als Fundamentalismus bezeichnet wird. Der sogenannte harte oder starke Fundamentalist argumentiert, dass es unzweifelhafte erste Prinzipien und somit unzweifelhaft sichere Schlussfolgerungen gibt, während der schwache oder weiche Fundamentalist diese Annahme relativiert, wenn die Prämissen etwas weniger sicher, logisch oder intuitiv gewiss sind. In der heutigen Erkenntnistheorie hört man viel darüber, und wer Jay Wood oder eine seiner Vorlesungen besucht, wird es ständig hören, denn dies ist sein Spezialgebiet: die Begründung von Überzeugungen, der Fundamentalismus und der Evidentialismus. Hier liegt der Unterschied. Er zeigt sich in den unterschiedlichen Ausgangspunkten eines deduktiven Systems: sei es die Bacon'sche Induktion mit empirischen Prämissen oder Descartes' mathematisch anmutende Axiome. Okay, ist

das verständlich genug? Und übrigens, was Sie über die Rechtfertigung von Glaubenssätzen sagen, trifft im Allgemeinen auch auf Bereiche wie die Apologetik zu, denn die christliche Apologetik ist ja nichts anderes als der Versuch, eine Rechtfertigung für den Glauben an bestimmte christliche Glaubenssätze zu liefern, verstehen Sie? Daher kommen die gleichen Strategien zum Einsatz.

Tatsächlich ließe sich die Geschichte der christlichen Apologetik anhand der Geschichte der Erkenntnistheorie nachvollziehen, denn Apologetik ist angewandte Erkenntnistheorie, zumindest wenn sie methodisch reflektiert wird. Es ist schlichtweg angewandte Erkenntnistheorie, verstanden? Nun gut, Meditation I entwickelt also das, was wir gemeinhin methodologischen Skeptizismus nennen. Achten Sie beim Lesen auf einige der Gründe, die Descartes für diese Art von Skeptizismus anführt, die er aufgrund seiner Methode vertritt. Beachten Sie die Relativität der Sinneswahrnehmung.

Die Relativität der Sinneswahrnehmung ist nichts Neues, darüber sprechen wir schon seit den Vorsokratikern. Auch Platon hat darüber gesprochen. Der Empirist erkennt die Relativität der Sinneswahrnehmung an, nämlich in Bezug auf die Beobachtungsbedingungen, den Beobachter, Zeit und Ort und so weiter.

Zweitens stellt er die Hypothese auf, dass Gott uns vielleicht täuscht, oder, falls Gott uns nicht täuscht, dass uns vielleicht ein böswilliger Geist, ein böser Dämon täuscht, sodass das, was wir zu sehen glauben, in Wirklichkeit ganz anders ist. Ist das möglich? Zumindest ist es eine hypothetische Möglichkeit. Wie realistisch diese Möglichkeit ist, ist eine andere Frage, aber wenn man absolute Gewissheit erlangen will, muss man selbst die hypothetischsten Möglichkeiten ausschließen.

Achten Sie also darauf. Er wird sich keinesfalls mit Wahrscheinlichkeiten zufriedengeben; behalten Sie das im Hinterkopf. Daher legt er bestimmte Regeln für sein Vorgehen fest, und zwar nicht in den Meditationen, sondern in einem seiner anderen Werke, dem „Diskurs über die Methode“. Die ersten vier Regeln, die er aufstellt, lauten: Wir werden nur das als intuitiv akzeptieren, was so klar und so deutlich ist, dass es jenseits jeden Zweifels steht.

Wir akzeptieren als intuitiv einleuchtend, als intuitiv wahr nur das, was so klar und deutlich ist, dass es jenseits jeden Zweifels steht. Der Ausdruck „klare und deutliche Ideen“ ist das Kennzeichen aller Schriften Descartes'. So klar, dass er keinerlei Verwirrung oder Unklarheit zulässt.

So deutlich, dass man sicher sein kann, keine zwei verwandten Begriffe zu verwechseln, okay? Klarheit und Deutlichkeit. Um Klarheit und Deutlichkeit zu erreichen, müssen wir seiner Meinung nach jede Überzeugung in ihre Bestandteile zerlegen. Wir müssen also ein Wissensgebiet in seine konstitutiven Elemente aufschlüsseln.

Das ist die zweite Regel. Drittens: Ordnen Sie sie neu an, damit dieser rekonstitutive Ansatz wieder zum Tragen kommt. Ordnen Sie sie in Form einer logischen Beweisführung neu an.

Ordne sie in Form eines logischen Beweises an. Und dann Punkt vier, genau wie dein Geometrielehrer in der Oberstufe es dir beigebracht hat: Überprüfe jeden Beweis und jeden einzelnen Schritt in jedem Beweis immer wieder. Das sind die Regeln, die er vorschlägt.

Wie gesagt, der Kernpunkt ist die erste Sache: Klarheit und Deutlichkeit. Verwirrend ist nun, dass er für dieses intuitive Wissen verschiedene Synonyme verwendet. Er spricht von Klarheit und Deutlichkeit.

Das ist ein Teil davon. Er verwendet die Begriffe Intuition und intuitiv. Und mit intuitiv ist direkte Wahrnehmung gemeint.

Ein unmittelbares Gewahrsein von etwas, wie es wirklich ist. Aber Vorsicht, er sagt nicht, dass wir intuitives Wissen über materielle Objekte haben. Er sagt auch nicht, dass wir intuitives Wissen über die Existenz Gottes haben.

Das sind Dinge, die erst noch bewiesen werden müssen . Was wir aber intuitiv wissen, sind unsere Ideen. Wir sind uns unserer eigenen Ideen unmittelbar bewusst.

Und er wünscht sich ein unmittelbares, klares und deutliches Gewahrsein. Also intuitiv. Wenn dieses intuitive Wissen vorhanden ist, kann man sagen, dass uns diese Ideen von Natur aus vermittelt werden.

Wir werden von der Natur belehrt. Vom natürlichen Licht der Vernunft. Vom natürlichen Licht der Vernunft.

Interessante Formulierung. Offensichtlich handelt es sich um eine platonische Metapher. Das Licht, sobald man die Höhle verlässt, oder das Licht, das außerhalb der Höhle herrscht, ist das natürliche Licht der Vernunft, aber es hat augustinische Wurzeln.

Nur dass das, was bei Augustinus das Licht des göttlichen Logos war, das den Gegenstand unserer Erkenntnis erleuchtete und den Verstand erleuchtete, ihn zu erkennen, bei Descartes einfach zum Licht der Vernunft selbst geworden ist. Es gibt bei Descartes keine Logoslehre, weil er kein Scholastiker ist. Ihm fehlt die Ideenlehre, die ihm eine Logoslehre in der von den Scholastikern entwickelten Form hätte liefern können.

Was also das Licht des Logos war, ist jetzt nur noch das Licht der menschlichen Vernunft. Verstanden? Das Licht der Vernunft. Er unterscheidet zwischen objektiver und formaler Realität.

Das heißt, wenn wir eine klare und deutliche Idee haben, die sich intuitiv im natürlichen Licht der Vernunft erschließt, dann haben wir eine Idee mit objektiver Realität vor Augen. Sehen Sie, das Objekt, der unmittelbare Gegenstand des Bewusstseins, ist die Idee. Die Idee, nicht die äußere Realität.

In einer repräsentationalen Erkenntnistheorie sind es die eigenen Ideen, die einem unmittelbar bewusst werden. Daher spricht er von der objektiven Realität der Idee im Unterschied zur formalen Realität des äußeren Dings, das sie repräsentiert. Die formale Realität ist die Ursache der objektiv realen Idee.

Okay? Diese Formulierungen und insbesondere diese letzte Unterscheidung gewinnen im weiteren Verlauf seiner Gedankengänge an Bedeutung, da sie immer wieder auftauchen. Diese hier, die letzte, spielt insbesondere in Meditation 3 eine wichtige Rolle in seiner Argumentation für die Existenz Gottes. Achten Sie also bitte darauf. Mal sehen.

Oh ja, eine weitere Formulierung, die er verwendet, dürfte Sie nicht überraschen: Selbstverständlich. Bestimmte Überzeugungen enthalten ihre eigenen Beweise.

Und angeboren. Aber Vorsicht damit. Platon sprach von angeborenem Wissen, von angeborenen Ideen, aber in einem ganz anderen Sinne von angeboren, nicht wahr? Für Platon ist eine angeborene Idee eine, die aus einer früheren Existenz im Bewusstsein vorhanden ist.

Es ist buchstäblich angeboren. Man hat es von Geburt an. Man muss es nur wieder abrufen.

Für Descartes bedeutet angeboren jedoch etwas ganz anderes. Angeboren bedeutet einfach, dass es uns innewohnt. Es ist natürlich, natürlichen Ursprungs.

Es ist natürlichen Ursprungs. Es ist keine Erfindung, sondern eine spontane, natürliche Idee, die einfach so im Geist aufsteigt. Ich habe zwar von Ideen gesprochen, aber keine der Ideen, die er in diesem Zusammenhang im Sinn hat, sind empirische Ideen.

Keiner von ihnen. Er meint, dass der Geist auf die eine oder andere Weise etwas in sich trägt, das im Bewusstsein aufsteigt, dass der Geist selbst spontan beginnt, diese Ideen zu denken. In diesem Sinne sind sie a priori.

Ja, a priori bedeutet vor und unabhängig von jeglicher Erfahrung. Und diese a priori Idee wird üblicherweise als universell – jeder besitzt sie – und notwendig angesehen. Es liegt eine gewisse logische Notwendigkeit vor.

Das Gegenteil davon würde unmittelbar oder indirekt einen Widerspruch beinhalten. Und dieser Begriff des Apriori, der bei Descartes seinen Anfang nimmt – ja, seine Wurzeln reichen noch weiter zurück, zu Platon und so weiter –, aber in dieser Form beginnt er bei Descartes und zieht sich durch die gesamte kontinentale rationalistische Tradition. Das ist es, was den Rationalismus im Grunde vom Empirismus unterscheidet.

Der Empirist behauptet, wir besäßen kein apriorisches Wissen. Der Rationalist hingegen behauptet, wir besäßen apriorisches Wissen.

Nun, in diesem Sinne ist Jeffersons Aussage, wir hielten diese Wahrheiten für selbstverständlich, eine Form von Aprioritätswissen. Jefferson scheint stärker von den Stoikern als von anderen philosophischen Traditionen beeinflusst gewesen zu sein. Er mag damit – zumindest im Hinblick auf die Anhänger der römischen Jurisprudenz, wie etwa Lark – gemeint haben, also auf jene, die dieser Tradition anhängen. Als Jefferson dies sagte, meinte er wahrscheinlich, dass solche Ideen, sobald sie uns präsentiert werden, sofort unwiderstehlich erscheinen, ganz natürlich und spontan, sobald wir sie verstehen.

Sie erinnern sich an die stoische Auffassung von unumstößlichen Wahrheiten. Wir betrachten diese Wahrheiten als selbstverständlich, als selbstverständlich. Das ist immer noch eine Art von Apriorwissen, obwohl Descartes darüber hinausgehen wollte. Er scheint nicht nur an den Geist des Geistes zu denken, der etwas erkennt, wenn es ausgesprochen wird, sondern der spontan Ideen hervorbringt.

Sie entstehen spontan im Geist, wie zum Beispiel – nun ja, der entscheidende Fall für ihn wird die Idee Gottes sein, nicht wahr? Die Idee Gottes, ja. Okay, nun, dieses sogenannte intuitive Kriterium, ein intuitives Wahrheitskriterium, wird nicht nur auf Prämissen angewendet, sondern auch auf weitere Schlussfolgerungen, die man aus diesen Prämissen zieht. Eine Idee entsteht also beispielsweise dann, wenn sie sich beim Schlussfolgern von den Prämissen löst. Sie springt einem förmlich ins Auge.

Drei plus fünf gleich, das springt einem doch sofort ins Auge. Oh Mann, ein Sterblicher wie Sokrates ist eben auch nur ein Mensch, und die Schlussfolgerung eines logischen Syllogismus springt einem förmlich ins Auge, wird intuitiv einleuchtend. Deshalb möchte er, dass die Schlussfolgerungen im Lichte der Prämissen so klar und deutlich wie möglich sind.

Seine Methode beruht also auf Intuition und Deduktion. Intuition und Deduktion. Nun gut, angesichts dieser Forderung ist er zunächst skeptisch, denn als er diese Regeln ausprobiert, siehe da, liefert ihnen das alles nicht viel.

Nun, dieser Ausgangspunkt von Descartes wurde vielfach kritisiert. Im amerikanischen Pragmatismus sehen wir, dass einer der Begründer dieser Tradition, Charles Sanders Peirce, Zweifel als völlig unrealistisch bezeichnet. Descartes hingegen zweifelt überhaupt nicht an diesen Dingen.

Nein, es ist ein methodisches Manöver. Aber was soll dann ein methodisches Manöver? Warum nicht einfach an das festhalten, woran man glaubt, wenn es einer kritischen Prüfung standhält? Nun, der Unterschied liegt darin, dass Descartes in Zeiten von Skepsis und anderen Ansätzen von vorn beginnt. Ein Kritikpunkt ist, dass er die Geschichte erzählt, wie er sich eines Winters in einem mit einem Ofen beheizten Zimmer einschloss.

Er reiste offenbar durch die Niederlande, oder zumindest durch die Benelux-Länder, und beschloss, das Wetter erst einmal auszusitzen. Also machte er es sich in einem vom Ofen beheizten Zimmer bequem und versuchte, all seine Überzeugungen mithilfe eines intuitiven deduktiven Systems zu formulieren. Können Sie sich das vorstellen? Hier ist Descartes in seinem vom Ofen beheizten Zimmer.

Es ist kalt draußen. Lasst uns mehr Holz in den Ofen legen. Wo waren wir stehen geblieben? Habe ich wirklich einen Körper? Ach so, wir brauchen mehr Holz im Ofen.

Verstehst du den impliziten Widerspruch? Anders gesagt: Was er theoretisch tut, widerspricht dem, was er praktisch tut. Das störte ihn aber nicht, denn er verwendete kein pragmatisches Kriterium. Er hatte andere Ansprüche.

Eine praktische Erfahrung ließe sich möglicherweise auch anders erklären, wie später beispielsweise bei George Berkeley, dem subjektiven Idealisten, der Fall war. Doch typischerweise wird der Realist, der argumentiert, dass wir ein direktes Bewusstsein der Realität besitzen, Descartes' Methode gänzlich ablehnen. Denn wenn man behauptet, wir hätten ein direktes Bewusstsein der äußeren Realität, anstatt dass dieses rein repräsentativ sei, dann bräuchte man diese Beweise nicht.

Dass dir kalt ist, beweist, dass du einen Körper hast. Warst du schon mal seekrank? Weißt du, ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand, dem seekrank ist und der noch eine Woche auf See vor sich hat, sich auch nur einbildet, keinen Körper zu haben. Weißt du, das ist eine der schrecklichsten Sachen.

Man hat das Gefühl, als wäre die Hälfte des Körpers schon im Ausland. Nun ja, das ist die Art von Kritik, die er manchmal zu hören bekommt.